

Ikarus stellt die Flügel in die Ecke

Dem kleinen Land Großes abgewinnen: Das Neue Museum in Weimar zeigt „Bildwelten in der DDR“.
Ein überraschendes und befreiendes Schlusswort zum deutsch-deutschen Bilderstreit

VON JENS BISKY

Literatur und Künsten war, wie jeder weiß, in der DDR die Aufgabe zugefallen, das Fehlen einer Öffentlichkeit zu kompensieren – was das Publikum unter- und die Künstler überforderte. Wer sich dem nicht entziehen wollte, blieb oft auf den Ausweg in vieldeutige Eindeutigkeit verwiesen. Deren Meister unter den Malern wurde Wolfgang Mattheuer: Während jede Diskussion über Gemeinsamkeiten zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus Tabu war, fand er die Bildformel des „Jahrhundertschritts“. Ein Mann stürmt voran, zerrissen fast zwischen den Großideologien, die rechte Hand zum Hitlergruß erhoben, die linke zur Faust geballt. Mit Mattheuers „Sturz des Ikarus II“ wird derzeit für eine Ausstellung von Kunst aus der DDR geworben, die geeignet ist, den Kompensations-Fluch ein für allemal zu verabschieden.

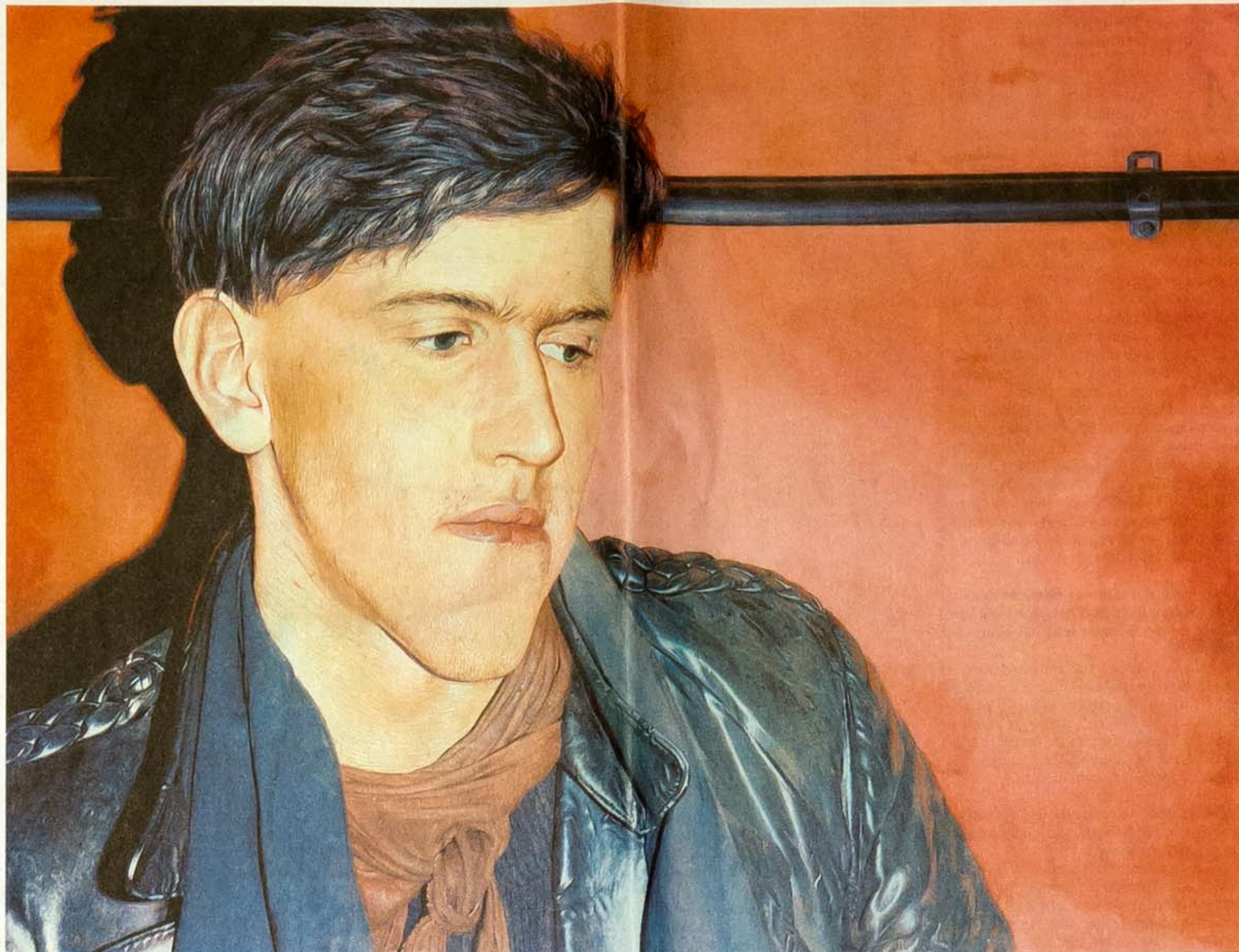
Überraschenderweise hatte dieser nach 1990 nicht seine Kraft verloren. Die schärfsten Vereinigungsdebatten führten die Deutschen, die nach dem Glücksrausch des Mauerfalls gern wieder zum Gewohnten zurückgekehrt wären, zum Beispiel ihrer Künstler, und der heftigste Stellvertreterstreit wurde der über die Kunst aus der DDR. Den Ton gab Georg Baselitz vor, der allen Grund dazu hatte: Deutschland gebe es zweifach, sagte er 1990, „und bei den Künstlern war der malende Teil im Westen, ist in den Westen gegangen oder gegangen worden“. Und die Werke der Zurückgebliebenen?

Wer den Kalten Krieg vermisst, der wird sich hier gehörig ärgern

Die hat etwa Achim Preiß 1999 in der Weimarer Mehrzweckhalle neben Bildern aus der Sammlung Hitler präsentiert, als handele es sich um Sperrmüll der Geschichte, der in „Petersburger Hängung“ auf den Abtransport wartet. Der Skandal bot Gelegenheit, alles Unbehagen über den Gang der Vereinigung zur artikulieren. Die Ausstellungsmacher hatten Geschichte mit großer Geste beiseite räumen wollen, um das satte Behagen der Gegenwart ungestört genießen zu können. Gegen ihre Intention räumten sie den Weg frei, die in der DDR entstandene Kunst noch einmal neu zu betrachten. Seit der Weimarer Ausstellung sind Attacken auf DDR-Künstler den Beiklang von Banausentum und Arroganz nicht mehr losgeworden.

„Kunst in der DDR“ hieß die Antwort, eine von Eugen Blume und Roland März kuratierte Ausstellung in der Neuen Nationalgalerie in Berlin. Besucher überrannten, Kritiker priesen sie. Hier galt's der Kunst. Das politische System erschien als ein Beleggeräusch, das meist gestört hatte, während wertvolle Werke entstanden. Die galt es zu betrachten wie Renaissancegemälde, bei denen die Gräueltaten der Auftraggeber nur noch Fußnotenfetischisten und Spezialisten interessieren.

So wie man vor den Gemälden Jacques-Louis Davids nicht immer an den Wohlfahrtsausschuss denkt, sollte man nun auch vor Tübke, Sitte oder Metzkes nicht mehr gleich an die Doktrin des Sozialistischen Realismus, an Stasi und SED-Aufträge, an den streng kontrollierten Zugang zum Künstler-Beruf erinnern. Das war so vornehm wie unbefriedigend. Unangetastet blieb die kunstreligiöse Grundüberzeugung, die den Bilderstreit so vergiftet hatte. Allen Avantgarden und Keckheiten des



„Spinne“ von Hans-Peter Szyska (1986).

ABB.: VG BILD-KUNST, BONN 2012

20. Jahrhunderts zum Trotz firmierte der Künstler weiterhin als Statthalter des Wahren, Guten, das Museum als Tempel, den es rein zu halten galt.

Nun ist in Weimar wieder eine Ausstellung mit Kunst aus der DDR eröffnet worden. Der beste Kenner der DDR-Kunstlandschaft, Eckhart Gillen, war an der Vorbereitung ebenso beteiligt wie der Soziologe Klaus-Siebert Rehberg, der das Projekt „Bildatlas: Kunst in der DDR“ koordiniert, in dem über 20 000 Werke aus der SBZ/DDR dokumentiert werden.

Für jeden, der im Museum das Knie nicht beugen, aber seine Zeit kennenlernen will, ist diese Ausstellung ein Befreiungsschlag. Sie überlässt das Wertes und Hierarchisieren dem Besucher und rekonstruiert statt dessen die Bildwelten des versunkenen Landes. Daher geht es um Utopien, um Rückzug, Resignation, Ausbruch. Nicht die alten Gegensätze von figurativer und abstrakter Malerei, von Auftragskunst und autonomer Kunst führen zum Verständnis, sondern das Studium von Motiven und Sujets. So kann man die Handlungslogiken eines fremden Kunstsystems entschlüsseln, in dem Ästhetisches und Politisches unauflösbar ineinander verstrungen war. Man lernt etwas, ohne gleich für jedes Arbeiterporträt oder jede

trübe Stadtansicht auf die Barrikaden gehen zu müssen. Wer den Kalten Krieg vermisst, wird sich hier gehörig ärgern. Was für eine Freude!

Am Eingang grüßen zwei Gemälde, die Utopie rastlos frohsinniger Arbeit neben dem Abschied von ihr: Bernhard Kretschmars „Eisenhüttenstadt“ (1955) und Wolfgang Mattheuers „Freundlicher Besuch im Braunkohlerevier“ (1974). Verglichen mit den Traumbildern des Kommunismus, etwa den Geniestreichen eines Alexander Deineka, wirkt Kretschmars Bild wie eine Pflichtübung. Möglicherweise zeichnet auch das DDR-Kunst aus: Kaum ein Werk gesellschaftlicher Utopie vermag auch nur für Augenblicke zu überzeugen, um so stärker beeindruckt die individuellen Träume eines nicht-entfremdeten Daseins und einer spielerischen Kunst.

Die großen Einzelgänger werden eigens gewürdigt: Carlfriedrich Claus, Hermann Glöckner, Gerhard Altenbourg. Aber die kennt man. Neu dürfte für viele die Bekanntheit mit Klaus Hähler-Springmühl, Jahrgang 1950, sein, der von Beuys gelernt hatte, soweit das in Karl-Marx-Stadt eben ging, der in Fotoübermalungen und Zeichnungen sich eine Welt schuf, in der ein freies, ästhetisch vitales Leben möglich schien, eine Privatutopie jenseits der

DDR und jenseits der Bundesrepublik. 2006 starb er verarmt in Leipzig. Sein Werk wäre eine Einzelausstellung wert.

Und wer kennt schon die Hallenser Galerie Henning? Eduard Henning eröffnete sie 1947, zeigte Werke der im Dritten Reich Verfemten, versuchte, einen Picasso-Katalog zu publizieren, besorgte Arbeitsmaterialien für befreundete Künstler, stellte Kunst aus dem Westen, etwa abstrakte Arbeiten Heinz Trökes, aus. Die Machthaber ließen ihm keine Ruhe, Repressalien häuften sich, 1962 nahm er sich das Leben.

In dieser Ausstellung kann man die Kategorien tanzen lassen

Nachdem in der Formalismuskussion die Anknüpfung an die linken, proletarischen Traditionen der zwanziger Jahre verworfen wurde, nachdem mit dem Tod Stalins auch der sowjetische Akademismus verschwand, standen Arbeiter- und Brigadebilder und technokratische Entwürfe, beflügelt vom Geist der Kybernetik, im Zentrum. Die Ausstellung wird manchmal witzig kühn, lädt dazu ein, Lothar Zitzmanns „Kosmonauten“, Willi Sittes „Chemiearbeiter am Schaltpult“ und A.R. Pencks „Klei-

nes Systembild“ als Beispiele einer Bildwelt zu betrachten. Da hängt dann auch der „Schachspieler mit Roboter“ von Willi Neubert, mit dem man im DDR-Kunstunterricht gequält wurde, neben „Der Auftrag“, gemalt 1996 vom erfolgreichsten DDR-Maler, Neo Rauch.

Manche der Bilder werden in den Depots verschwinden, man bedauert es nicht. Aber in dieser Ausstellung kann man die Kategorien tanzen lassen: der Sozialistische Realismus erweist sich als konsequenter Konstruktivismus, und wenn es je einen Formalisten gegeben hat, dann hieß er Werner Tübke, dessen meisterlicher Manierismus im Kontext dieser Ausstellung beinahe zynisch scheint. Die mythologische Verästelung, Ikarus, Sisyphus, das Repertoire der melancholischen Antike, der sozialistische Kompensationssymbolismus hat oft etwas Gequältes. Aber dann steht man vor Arno Rinks „Aeneas“ (1986/87) – dem kleinen Land ist da etwas Großes abgewonnen: das Bild des traurigen Weitermüssens und doch nicht Umkehren-Wollens.

Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR. Bis 3. Februar 2013, Neues Museum Weimar. Der Katalog kostet 37,80 Euro. www.klassik-stiftung.de.

Zu ihrer Zeit, an ihrem Ort

Der Historiker Henry Friedlander ist gestorben

Wer heute sagt, der Mord an den Juden entziehe sich dem menschlichen Verstehen, steht leicht im Verdacht, den Holocaust mystifizieren zu wollen, den Blick auf Täter, Hintermänner, Interessen, Ideologen zu verschleiern. Und doch ist etwas sehr Wahres daran. Über die Mörder, die Mitläufer, die Mitwissenden, die „bystander“ (wie es der US-Historiker Raul Hilberg so prägnant formulierte) ist heute mehr bekannt denn je, Bibliotheken lassen sich mit Forschungsarbeiten, Zeitzeugenberichten, Akteneeditionen füllen.

Man weiß heute, dass der Kreis der Beteiligten viel größer war, als man es in Deutschland viele Jahrzehnte lang wahrhaben wollte. Und dennoch bleibt etwas Unfassbares. Niemand hat es besser formuliert als der jüdische Historiker Henry Friedlander: „Trotz aller Bemühungen können wir immer noch nicht begreifen, warum scheinbar normale Männer und Frauen fähig waren, solche außerordentlichen Verbrechen zu begehen. Weder Ideologie noch Eigeninteresse ist eine ausreichende Erklärung für ein derartiges Verhalten. Die Mörder gehörten zu ihrer Zeit und zu ihrem Ort.“

Henry Friedlander, 1930 als Heinz Friedländer in Berlin geboren, hat die Mörder erlebt. Sie töteten seine Mutter. Die Nazis verschleppten die jüdische Familie nach Auschwitz. Er überlebte das Grauen des Vernichtungslagers gemeinsam mit seinem Vater. 1947 wanderte er in die USA aus. Als Professor der Judaistik an der City University von New York blieb der Holocaust der Fixpunkt seiner Arbeit. Zwischen 2001 und 2007 leitete er die Expertenkommission für die Neugestaltung der Gedenkstätte Bergen-Belsen.

Der Holocaust: Wie konnte es so weit kommen? Was trieb die Mörder in einen rational völlig sinnlosen Zivilisationsbruch? Und während Friedlander allmählich selbst in die Rolle eines der letzten Zeitzeugen geriet, hat er einiges zur Antwort beigegeben, so unvollständig diese immer bleiben wird. Er wurde nie so bekannt wie sein Fast-Namensvetter Saul Friedländer („Das Dritte Reich und die Juden“, „Die Vernichtung der Juden“). Aber Friedlanders preisgekröntes Buch „Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung“ (1995) war eine bemerkenswerte, freilich für Laien nicht ganz leicht zugängliche Forscherleistung.

Darin zeigte er, nicht als erster, aber mit besonderer Intensität, wie der spätere Holocaust im völkischen Denken wurzelte und wie die „Euthanasie“-Morde der Nazis, das Auslöschen „unwerten Lebens“



Geboren in Berlin, verfolgt von den Nationalsozialisten, Überlebender von Auschwitz, Historiker in den USA – Henry Friedlanders Werk kreiste um den Holocaust und die Frage: Warum tun Menschen so etwas? Foto: Stefan Arend/dpa

von Behinderten, das Fanal für Auschwitz wurden. Bereits hier, in den „Irrenanstalten“, begann auch die Selektion jüdischer Patienten, als erste Gruppe wurden sie umgebracht. An all dem waren im Apparat der Medizin und Psychiatrie sehr viele Menschen namentlich beteiligt.

Wie die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten nun mitteilte, ist Henry Friedlander am Mittwoch im Alter von 82 Jahren gestorben. JOACHIM KÄPPNER

Immer schön mobil bleiben